Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 144. **Montag** den 20. März 1893. 87. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Erledigt

hat sich unsere Bekanntmachung vom 15. März 1893, betreffend die Auffindung eines unbekannten männlichen Leichnams in der Pleiße an der Thomasmühle, hier, durch die erfolgte Recognoscirung des Todten.

Leipzig, den 18. März 1893.

Das Polizeiamt der Stadt Leipzig.
IV. 1592. Bretschneider.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. März.

Wenn die Officiösen über die in den maßgebenden Kreisen herrschende Stimmung recht unterrichtet wären, so bliebe so gut wie gar keine Hoffnung auf eine Verständigung über die Militairvorlage übrig. Diese Herren behaupten nämlich in den ihnen zugänglichen Zeitungen, die Auflösung des Reichstages sei jetzt wahrscheinlicher, als sie bisher gewesen, und begründen diese Ansicht folgendermaßen:

„Das ist, wie uns aus guter Quelle mitgetheilt wird, auch in den Berliner leitenden Kreisen die herrschende Ansicht. Indessen beruht sie weniger auf dem gänzlich negativen Ergebniß der Ausschußverhandlungen, als auf der voraussichtlichen Wirkung der Rede des Abg. v. Bennigsen. Man glaubt, daß durch diese Rede, die ein sehr düsteres Bild der Zukunft entrollte und in dem Redner nach einem Reichsfinanzminister den Vorwurf ungenügender Berücksichtigung der wirthschaftlichen Interessen enthielt, die Position des Abg. Richter in seiner Partei sehr gestärkt, eine Verständigung mit einer Anzahl freisinniger Abgeordneter erschwert und die Lage der nationalliberalen Partei selbst keineswegs verbessert worden sei."

Wenn man nicht nachgerade auf jede Ueberraschung gefaßt wäre, wollte man zu träumen glauben, wenn man diese Sätze liest. Bekanntlich war es Herr v. Bennigsen, welcher mit seinen Anträgen den verbündeten Regierungen am weitesten entgegenkam; ja, er war der einzige von allen Antragstellern, dem der Reichskanzler das Zeugniß gab, daß seine Anträge dem Grundgedanken der Vorlage entsprächen. Indem nun Herr v. Bennigsen diese Anträge vertheidigte, wies er auf das Bedenkliche einer Auflösung des Reichstags hin und entwarf von den Folgen einer solchen Maßregel ein so scharf und klar gezeichnetes Bild, daß selbst der Abg. Richter, der doch sonst von dem Gedanken an Neuwahlen ganz entzückt zu sein vorgiebt, ihm nicht widersprach. Wenn irgend eine Warnung vor starrem Festhalten an einer die Hand zur Verständigung zurückweisenden Haltung einen tiefen Eindruck auf die gemäßigteren Elemente der deutschfreisinnigen Partei ausgeübt hat, so war es die Warnung des Abg. v. Bennigsen. Freilich richtete er seine Mahnung nicht allein an die Deutschfreisinnigen und das Centrum, sondern auch an den Reichskanzler, von dem, wenn nicht alle Einigungsversuche wirkungslos bleiben sollen, ganz ebenso ein Entgegenkommen erwartet werden muß, wie von den Oppositionsparteien. Und das hat, wie es scheint, der Herr Reichskanzler ebenso übel vermerkt, wie den Hinweis des nationalliberalen Führers darauf, daß bei dem Mangel eines verantwortlichen Reichsfinanzministers den deutschen Wählern das rechte Vertrauen in die Wahrung ihrer wirthschaftlichen Interessen fehlt. Wäre es dem Herrn Reichskanzler vielleicht angenehmer gewesen, wenn der Abg. v. Bennigsen die Folgen einer Auflösung recht rosig ausgemalt und den Widerspruch der großen Mehrheit des Reichstags durch die Behauptung herausgefordert hätte, die deutschen Wähler setzten auch ohne die Einsetzung eines verantwortlichen Reichsfinanzministers das festeste Vertrauen auf den Einfluß der Reichsfinanzverwaltung? Zum Glück ist der etwaige Groll des Herrn Reichskanzlers gegen den Abg. v. Bennigsen nicht maßgebend für die Haltung der verbündeten Regierungen, die ja mehr als einmal erfahren haben, daß Graf Caprivi auch anders kann, als man aus seinen eignen Worten hätte abnehmen sollen. In diesem Falle handelt es sich vollends nur um officiöse Kundgebungen, die selbst von ihrem Vater jeden Augenblick verleugnet werden können. Ist für die Entscheidung der verbündeten Regierungen die Art, wie die Presse der maßgebenden Parteien die Reden des Reichskanzlers und des Abgeordneten v. Bennigsen bespricht, von Einfluß, so kommt es weit eher zu einer Einigung, als zu einer Auflösung. Selbst in der freisinnigen Presse, welcher nach der Auffassung der Officiösen und ihres Auftraggebers Herr von Bennigsen den Rücken gekehrt hat, wird viel mehr zu Gunsten des Bennigsen'schen Vermittelungsantrags als zu Gunsten einer Wendung gesprochen, die zu einer Auflösung führen müßte. So warnt auch die „Voss. Ztg." den Kanzler vor Ueberspannung des Bogens und hält ihm vor, daß er gerade durch Nichtbeachtung der Bennigsen'schen Mahnung das Maß von Vertrauen verscherze, das ihm noch geblieben. Von einem Vergleiche zwischen dem ersten Reichskanzler und seinem Nachfolger ausgehend, schreibt die „Voss. Ztg.":

„Zu den blinden Verehrern des Fürsten Bismarck gehören wir nicht; wir wissen sehr genau, daß er große Schwächen hat und große Fehler begangen hat. Aber das muß von ihm ausgesagt werden, daß, wenn er sich auf ein Unternehmen einließ, er sich jeden möglichen Ausgang dieses Unternehmens vergegenwärtigt und für jeden Fall seine Entschließungen vorbedacht hatte. Gegenwärtig aber sind wir in der Lage, uns ängstlich fragen zu müssen, ob Graf Caprivi sich selbst Rechenschaft darüber gegeben hat, welche Wege zu betreten seien, wenn ihm der Versuch mißlingt, sich durch Neuwahlen einen ihm gefügigen Reichstag zu verschaffen, ein Versuch, dessen Mißlingen uns mehr als wahrscheinlich erscheint. Wir sind im Zweifel darüber, ob er nur alle die Möglichkeiten erwogen hat, die vor ihm liegen, um durch Verständigung zu einem Ziele zu gelangen, dessen Erreichung ihm selbst als wenigstens vorläufig genügend erscheinen mußte. Es ist uns zweifelhaft, ob er sich vergegenwärtigt hat, was Alles er auf das Spiel setzt, wenn er auf dem von ihm betretenen Wege verharrt. Die ganze Lage, in der wir uns befinden, erscheint uns als eine sehr bedrohliche, und wir denken an das Dichterwort:

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber auch der Führmann fehlt!

In der Schweiz kommt man immer mehr von dem Glauben zurück, daß allzu viel Humanität und Freiheit die Menschen glücklich mache, und so erleben wir es denn, daß in neuerer Zeit dort sogar die Agitation für die Wiedereinführung der Todesstrafe einen kräftigen Anlauf nimmt. In diesen Tagen war es der Große Rath des Cantons Schaffhausen, der mit allerdings vorerst noch kleiner Majorität dem Volke das Initiativbegehren, betreffend die Wiedereinführung der Todesstrafe, zur Annahme empfahl. Das Ergebniß der Abstimmung möchte auffallen, wenn man bedenkt, daß derselbe Große Rath noch unlängst bei Anlaß einer Revision des Strafgesetzes ohne Widerspruch die Abschaffung der Todesstrafe beschlossen hat, und es erscheint noch auffälliger, wenn man weiß, daß noch mehr Mitglieder des Rathes die Initiative in empfehlendem Sinne dem Volke zu überweisen geneigt gewesen wären, wenn sie nicht an Form wie Inhalt derselben, sowie an das damit verbundene Treiben sich gestoßen hätten. Nach der Initiative ist nur auf Mord die Todesstrafe gesetzt, dagegen auf Vergiftung, Gefährdung menschlichen Lebens durch gemeingefährliche Anschläge ꝛc. nicht. So kam es, daß sozusagen alle Richter und Juristen gegen den Vorschlag als ein Stückwerk mit Nein stimmten.

In Paris ist ganz allgemein die Ansicht verbreitet, daß das Attentat, welches ein irrsinniger Lothringer, Namens Aubertin, am 10. December 1887 gegen Jules Ferry verübte, das Herzleiden verursacht habe, dem der berühmte Staatsmann und Patriot so plötzlich erlegen ist. Jules Ferry war zu jener Zeit nicht mehr Minister, sondern nur einfacher Deputirter. Eine Woche vorher, am 3. December, hatte in Versailles die Präsidentenwahl durch den Congreß stattgefunden und Ferry hatte sich den Dank der Republikaner erworben, indem er nach dem vierten Wahlgange, um eine Wahl zu ermöglichen, zu Gunsten Sadi Carnot's zurücktrat. Der neue Präsident war eben mit der Bildung seines ersten Ministeriums beschäftigt, das zwei Tage später unter Tirard zu Stande kam. Die Kammern hielten, da ihnen keine Regierung gegenüberstand, nur formelle Sitzungen. So war es auch am Sonnabend, den 10. December. Die Sitzung der Deputirtenkammer war bereits um 2½ Uhr, also gleich nach der Eröffnung geschlossen worden, und die Abgeordneten promenirten in den Couloirs des Hauses, die verschiedenen Minister-Combinationen besprechend. Da erschien ein mittelgroßer Mann mit blondem Barte, der gut gekleidet war und den besseren Ständen anzugehören schien, im Vorsaale der Kammer und verlangte, indem er eine Karte des orleanistischen Publicisten Hervé vorwies, Jules Ferry und Goblet zu sprechen. Jules Ferry trat aus dem Hauptcouloir in den Vorsaal und fragte den Fremden nach seinem Begehr. Dieser überreichte Jules Ferry einen Brief, der mit der Stampiglie des Ministeriums des Innern versehen und Velorain gezeichnet war. Während Jules Ferry das Schreiben zu lesen begann, zog der Fremde einen Revolver aus der Tasche und feuerte denselben drei- oder viermal auf Jules Ferry ab. Eine Kugel hatte die Brust etwas über dem Herzen verletzt und die zweite den Deputirten näher dem Halse getroffen. Jules Ferry verlor seine Geistesgegenwart nicht, sondern begab sich aufrechten Ganges nach der Quästur, wo mehrere Aerzte eine genaue Untersuchung der Wunden vornahmen. Keine von beiden hatte einen gefährlichen Charakter, und Ferry konnte zu Fuße nach Hause gehen, doch mußte er dann einige Tage das Zimmer hüten. Der Thäter wäre von den anwesenden Deputirten und Journalisten beinahe gelyncht worden. In dem Verhöre durch die Kammer-Quästoren gab er an, Berkheim zu heißen und aus Raubach bei Metz zu sein. Eine Gruppe von zwanzig Personen hätte beschlossen, Ferry zu ermorden, und ihn, der die Nummer 17 hatte, hätte das Loos getroffen. Aus den bei Berkheim, der sich auch Aubertin nannte, vorgefundenen Schriften und aus seinen Aeußerungen konnte man bald feststellen, daß der Thäter nicht zurechnungsfähig war und daß neben einigen Unglücksfällen in seinem Leben auch die Lectüre von Rochefort's „Intransigeant" und von anderen extremen Blättern seinen Geisteszustand erschüttert hatte. Berkheim-Aubertin wurde daher nicht vor das Gericht gestellt, sondern in eine Irrenanstalt gebracht. Bereits nach wenigen Tagen erklärten die Aerzte, daß der Gesundheitszustand Ferry's, der nur einen leichten Fieberanfall hatte, nicht gelitten habe. Leider hatten sie sich getäuscht, und der Mann, in welchem noch vor wenigen Tagen alle Republikaner die Hoffnung Frankreichs erblickten, hat durch das Attentat Aubertin's den Todeskeim empfangen.

Wider Erwarten aller seiner näheren Freunde und Bekannten ist Gladstone am Freitag bereits wieder im Unterhause erschienen, um die einem Theile seiner Gefolgschaft sehr unwillkommene Erklärung abzugeben, daß auf eine Bill, wodurch für die Abgeordneten Tagegelder eingeführt werden, für diese Session nicht mehr zu rechnen sei. Die fünf Tage ohne Gladstone gerade im kritischen Moment haben der Homerule-Vorlage vielleicht einen unberechenbaren Nachtheil zugefügt, und nicht Wenige aus dem liberalen Lager mögen dem berühmten Minister und Leibarzte Gladstone's, Sir Andrew Clark, im Stillen ein wenig grollen, daß er seinen illustren Patienten sofort ins Bett gesprochen hat. Diese Mißgestimmten sind nämlich der Ueberzeugung, daß Gladstone noch vor Ostern die Bill im Unterhause mit einem Ruck über das Unebenste hinweggebracht hätte. Nun wird die irische Debatte die ganze Zeit zwischen Ostern und Pfingsten verschlingen, dann bringt im Comité die Fluth von Zusatzanträgen herein, bis der Hochsommer die abgemattelten Volksvertreter aus der Schwüle von Westminster in die Ferien treibt. Die Opposition wenigstens rechnet so; ob die Rechnung stimmt, muß die nächste Zukunft lehren.

Trotz aller Bemühungen und — Lügen ist es der serbischen Regierung nicht gelungen, eine bestimmte liberale Skupschtina-Mehrheit zu Stande zu bringen, da nach den jetzt vorliegenden amtlichen Feststellungen den Liberalen eine Stimme zur absoluten Mehrheit fehlt. Laut amtlicher Verkündigung sind 66 Liberale, 58 Radicale und 3 Fortschrittler gewählt. Die Skupschtina zählt 133 Mitglieder; in der obigen Angabe fehlen sechs Wahlergebnisse; es dürfte sich bei diesen um oppositionelle Doppelwahlen handeln. Die Führer der radicalen Partei berathen gegenwärtig den Vorschlag, durch Fernhaltung von den Sitzungen der Skupschtina deren Thätigkeit lahmzulegen, da die Verfassung zur Giltigkeit einer Beschlußfassung eine Mehrheit von einer Stimme über die Hälfte der Gesammtzahl vorschreibt. In fortschrittlichen Kreisen ist die Stimmung, ungeachtet der geringen Zahl der Mandate, welche dieser Partei bei den letzten Skupschtinawahlen zufielen, eine sehr zuversichtliche, da die vier oder fünf fortschrittlichen Stimmen das Zünglein an der Waage werden könnten. Namentlich wenn die in radicalen Kreisen bereits aufgeworfene Frage des Nichteintrittes der Radicalen in die Skupschtina, beziehungsweise eines Austrittes unter Berufung auf angebliche Ungesetzlichkeiten, durch welche die Majorität der Regierung hergestellt worden sei, actuell werden sollte, dürften die Fortschrittler durch ihren Anschluß an die eine oder die andere Seite den Ausschlag geben, da ihre Stimmen unter Umständen zur Sicherstellung der Beschlußfähigkeit der Skupschtina unentbehrlich würden. In Folge dessen seien denn auch bereits sowohl von den Liberalen als von den Radicalen Versuche der Gewinnung einer Fühlung mit den Fortschrittlern gemacht und annähernde Schritte eingeleitet worden.

Während das Panamacanal-Unternehmen dem Untergange verfallen zu sein scheint, ist ein anderes derartiges Unternehmen in der Vollendung begriffen: der Canal von Korinth, durch den Moreа zur größten der griechischen Inseln umgestaltet werden soll, ist nun endlich im Bau so weit vorgerückt, daß im Laufe des nächsten Monates der erste Dampfer an Korinth vorüber vom Jonischen in das Aegäische Meer fahren wird. Der britische Consul im Piräus hat seiner Regierung einen Bericht über die Geschichte des Canals von Korinth übersendet, der allgemeineres Interesse zu erregen geeignet ist. Die ursprüngliche Concession wurde einer französischen Gruppe verliehen und später an den ungarischen Revolutionsgeneral Türr übertragen. Diesem gelang es, eine Gesellschaft zur Durchführung des Unternehmens zu Stande zu bringen. Das gesammte Actiencapital wurde gezeichnet und die Arbeiten am 27. März 1882 begonnen. Allein auch hier geschah es, daß das gesammte Gesellschaftscapital erschöpft war, ehe das Werk zu Ende gebracht wurde. Unterstützt von dem französischen Comptoir d'Escompte, wurde das Unternehmen wieder aufgenommen, allein vor vier Jahren, als die Gesellschaft des Comptoir d'Escompte in Schwierigkeiten gerieth, kam auch der Canalbau ins Stecken. Zwei Drittheile des Werkes waren vollendet und nun griffen die Griechen selber zu, um das Werk nicht verfallen zu lassen. Eine neue Gesellschaft wurde gegründet, die 1890 die Arbeiten wieder aufnahm. Diese verpflichtete sich, den Canal bis zum 10. März 1893 zu vollenden. Die ungünstigen klimatischen Verhältnisse des letzten Winters führten eine Verzögerung herbei und mit

Feuilleton.

Ums Geld.

Novelle von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Stönewitz war sehr gern bereit, diesen Auftrag auszuführen, und beeilte sich, der Villa Dornbach den Rücken zu kehren; denn der Sensenmann war ihm unangenehm; er gedachte seiner nur im Nothfall. Während er raschen Schrittes auf die Hochstraße zueilte, gab er sich alle Mühe, die Eindrücke los zu werden, die er wider Willen in sich aufgenommen hatte. Doch das ging nicht so rasch; und mit einer Leichenbittermiene, die ganz zu dem Auftrag paßte, den er übernommen, langte er vor dem Falk'schen Hause an. Er fühlte selbst, daß sein äußerer Mensch deprimirende Empfindungen widerspiegelte, und blieb einen Augenblick vor dem Thore stehen, um sich zu sammeln. Er wischte den Schweiß von der Stirn, zupfte den Bart zurecht, knöpfte die Handschuhe, rückte die Cravatte hin und her und trat endlich mit dem stillen Wunsche ein, den Doctor nicht zu Hause zu treffen und weder Frau Lili, noch ihrem „steifleinenen" Gatten zu begegnen. Der erste Theil dieses Wunsches ging zwar in Erfüllung, denn der Doctor war auf der Praxis, und Stönewitz hinterließ bei dem Portier seine Karte mit der kurzen Notiz dessen, was er auszurichten hatte; aber für den zweiten Theil des Wunsches war ihm kein Gelingen beschieden, denn Frau Lili begegnete ihm vor der Thür. Rosig angehaucht, mit blitzenden Augen und schadenfrohem Lächeln auf den Lippen, ging sie auf den ehemaligen Anbeter zu, der vor Aerger blaß wurde, und begrüßte ihn, Freude und Erstaunen heuchelnd, mit den Worten: „Herr Landrath, Sie haben den Weg zu mir wieder gefunden! Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben. Sie wollen sich wohl nach meinem Befinden erkundigen, nicht wahr, ich habe es errathen. O, die gestrige Partie ist mir vortrefflich bekommen, Herr Landrath; ich habe mich noch selten so gut amüsirt. Dieser Holkamp ist entzückend. Finden Sie das nicht auch? — Aber — da Sie mir doch einen Besuch machen wollen —"

„Entschuldigen gnädige Frau, das war nicht meine Absicht", fiel ihr Stönewitz rasch in die Rede, während er einen Schritt zurücktrat. „Ich durfte nicht wagen, Ihnen lästig zu fallen, nachdem Sie mir in unzweideutigster Weise zu verstehen gaben, daß Sie mir Ihre Huld entzogen haben."

„Wirklich", höhnte Lili, „wie geschickt Sie doch Wahrheit und Dichtung zu vereinigen wissen. Ich wäre doch neugierig, zu erfahren, was Sie in unser Haus führte. Wohl irgend ein Anliegen — eine Verlegenheit" —

Er wurde noch bleicher, biß sich auf die Lippen, antwortete aber mit unerschütterlicher Ruhe: „Nichts von alledem, gnädige Frau; ich kam im Auftrag Ihrer Frau Schwägerin zum Doctor, den ich nicht zu Hause traf, ich sollte ihn sofort zu seiner Schwester bescheiden. Die alte Dornbach ist plötzlich am Schlagfluß gestorben."

Die Aeide, zu erschrecken, kam nun an die junge Frau. „Es ist nicht möglich", rief sie schmerzlich ergriffen, „meine einzige alte Freundin ist todt! Wissen Sie es gewiß, Herr Landrath? Ist es nicht eine boshafte Erfindung von Friederike?"

Der Landrath wußte es gewiß. Er erzählte in gedrängter Kürze die näheren Umstände, die er miterlebt hatte, und fügte zuletzt in sarkastischem Tone hinzu: „Da ich den Doctor nicht zu Hause traf, so verständigte ich ihn durch einige Zeilen, die ich dem Portier einhändigte. Gnädige Frau könnten sich ja die Karte geben lassen und sie selbst dem Herrn Schwager überreichen; Sie hätten dadurch die seltene Gelegenheit, ihn auf einige Augenblicke zu sprechen."

Hätte die Todesnachricht nicht niederschlagend auf Lili gewirkt, dann wäre dem Landrath eine beißende Abfertigung zu Theil geworden; so aber achtete sie kaum auf das, was er sagte, sondern ließ ihren Thränen um die Verstorbene freien Lauf und ging, ohne den alten Verehrer eines Abschiedswortes zu würdigen, schluchzend und klagend auf das Comptoir ihres Gatten zu, um diesem die Trauerkunde mitzutheilen und zugleich dringend zu warnen, dem Landrathe ja kein Geld zu borgen, falls er sich herbeiließe, um solches nachzusuchen. Für sich requirirte sie einige Hundert Mark zu eleganten Trauertoiletten, eine nothwendige Angelegenheit, die sie in ihrem tiefen Schmerze einigermaßen zerstreute. — Stönewitz ging befriedigt, eine kleine Bosheit ausgeübt zu haben, langsamen Schrittes die Hochstraße hinab; er sah auf die Uhr, und da er es noch zu früh fand, ins Hotel zu gehen, so beschloß er, ein wenig zu bummeln; und um das Praktische mit dem Angenehmen zu vereinen, seiner Ungetreuen eine Fensterparade zu machen, die zum Zweck hatte, die Unerschütterlichkeit und Uneigennützigkeit seiner Gefühle zu beweisen. Man konnte nie wissen, was sich noch ereignete. Bald war der Nonnenhof in Sicht. Auf dem Balcon stand Fräulein Betty Roland, mit holdseligem Lächeln über die Straße blickend, wo Herr Holkamp auf dem Trottoir Posto gefaßt hatte und mit Liebesblicken und allerlei beredten Zeichen zu der Dame seines Herzens sprach. Dem Späherauge des Verschmähten entging es nicht, daß diese Zeichensprache die freundlichste Aufnahme, sogar Erwiderung fand; denn Betty brach eine Rose aus dem herrlichen Blumenflor, der den Balcon zierte, und warf sie ihrem begünstigten Anbeter zu. Holkamp hob die Rose auf, drückte seine Lippen darauf und steckte sie dann ins Knopfloch. Sobald er dies kleine Geschäft mit siegesfreudigem Lächeln vollzogen hatte, blickte er nach dem Balcon, um der lieben Blumenspenderin seinen Dank auszudrücken. Betty war vom Balcon verschwunden, und als er sich verdrießlich umwandte, entdeckte er in dem Landrath sofort die Ursache ihres plötzlichen Verschwindens. Holkamp zog den Hut tief vor dem Beamten, der seinerseits den Gruß kaum merklich erwiderte. „Guten Morgen, Herr Landrath, ich freue mich, Sie zu sehen. Ist Ihnen der gestrige Ausflug gut bekommen?" erkundigte sich Holkamp, indem er dem neuen Bekannten mit zudringlicher Freundlichkeit die Rechte entgegenstreckte.

Stönewitz that, als ob er das gar nicht bemerke, musterte den schönen Mann mit impertinentem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und versetzte dann nachlässig: „Ach richtig; Sie waren auch dabei, wurden mir, glaube ich, auch vorgestellt, aber ich — entschuldigen Sie — ich habe Ihren Namen wieder vergessen."

„Holkamp, Herr Landrath, Carl Holkamp", beeilte sich der Andere zu sagen, einigermaßen verwundert, wie man den Namen einer so wichtigen Persönlichkeit vergessen könne.

„Ja, ja, ganz wohl, Herr Kohlkampf", erwiderte Stönewitz zerstreut. „Jetzt entsinne ich mich, Sie waren viel in Gesellschaft der Amerikanerin und unterhielten sich mit ihr in vertraulichster Weise."

„Allerdings", bestätigte Holkamp geschmeichelt, „und ich darf wohl annehmen, daß meine Unterhaltung dem Fräulein nicht unangenehm war."

„Warum auch, Herr Kohlkampf, Sie überheben dieselbe der Mühe, selbst zu sprechen und selbst zu denken."

„Ich finde das Fräulein sehr liebenswürdig, Herr Landrath", beeilte sich Holkamp zu versichern.

„Wer zweifelt daran? Alle reichen Mädchen sind liebenswürdig", spöttelte Stönewitz.

Holkamp schaute gutmüthig drein und stellte sich, als ob ihm da der Landrath eine große Neuigkeit mitgetheilt hätte. „Ist sie reich? Das wußte ich nicht. Ich bin zu kurz hier, um die Verhältnisse der Leute zu kennen."

Stönewitz wußte die Aufrichtigkeit dieses Ausspruches nach ihrem Werthe zu schätzen. Er that, als ob er ein leichtes Gähnen unterdrücken müsse, ehe er in gleichgültigem Tone erwiderte: „Nach dem vertraulichen Verkehr, den Sie gestern mit der jungen Amerikanerin pflogen, durfte ich wohl annehmen, daß Sie Beide sich schon längst genau kennen; ich glaube sogar gehört zu haben, die Bekanntschaft datire aus Amerika."

Die Wirkung dieser Worte fiel dem Landrath auf und gab ihm zu denken. Holkamp wechselte jäh die Farbe; seine Augen nahmen einen scheuen, tückischen Ausdruck an und bohrten sich wie Dolchspitzen in die Züge seines Gegners ein.

„Wo haben Sie das gehört? Von wem?" fuhr er den Betroffenen an.

„Das kann ich mich nicht genau erinnern, mein Herr."

„Es ist eine freche Lüge", rief Holkamp wüthend. „Ich war nie in Amerika, nie in meinem Leben. Ich verbitte mir dergleichen Verdächtigungen."

„Verdächtigungen? Herr Holkamp, wie kommen Sie zu diesem Ausdruck? Er steht in keiner Beziehung zu dem, was ich sagte. Ihre Erregung wegen einer so geringfügigen Sache könnte verdächtig erscheinen."

Holkamp kämpfte sichtlich mit Bestürzung und Verlegenheit, und der Andere weidete sich an dem Mienenspiele seines Nebenbuhlers, das nur zu deutlich verrieth, was in ihm vorging. Jedoch rascher, als der Landrath vermuthete, gelangte Herr Holkamp wieder in Besitz kühler Unverfrorenheit, er drückte das Monocle ins Auge, sah den Landrath mit impertinentem Lächeln an, drehte dabei die Spitzen seines Schnurrbarts, räusperte sich und gab sich Mühe, durch die Nase zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.